

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 42.

Posen, den 21. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

29. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man ihn mit Tribourdeaux vergleichen wollte, so mußte man sagen: Blom ist ein gründlicher, unheimlich exakter Forscher, aber Tribourdeaux ist ein Forscher mit Genie. Tribourdeaux war weder pünktlich noch zerstreut, er war immer wach und hatte seine größten Gedanken dann, wenn er an gar nichts dachte. Tribourdeaux unterhielt sich zum Beispiel mit einer jungen Witwe, die er mit der Geschäftlichkeit Casanovas in einem Schloß in der Tiergartenstraße aufgestöbert hatte. Die junge Witwe war schön und von der Intelligenz eines zehnjährigen Kindes, wie viele Frauen. Tribourdeaux unterhielt sich mit ihr über irgendeine furchtbare Banalität; sie sagte: „Ich glaubte, einmal geliebt zu haben; aber jetzt weiß ich, daß es ein Irrtum war.“ Darauf erwiderte der Franzose seelenruhig: „Madame, die Liebe ist ein zerbrechliches Ding; sie verträgt weder Gedanken noch eine Analyse.“ Aber während er das sagte, dachte er an etwas ganz anderes. In diesem Augenblick nämlich fiel ihm das (später berühmt gewordene) Fusions-Gesetz Silber plus Stäbchen ein. Er dachte nicht daran, jetzt etwa die junge Witwe zu verlassen; im Gegenteil, er ging mit ihr in ein Konzert und arbeitete innerlich an seinem Gesetz, während er äußerlich ganz Aufmerksamkeit war. Es soll zugegeben werden, daß Tribourdeaux das Haus der Witwe um fünf Uhr morgens verließ, aber man muß hinzufügen, daß er sich dann in ein Auto setzte und zur Anatomie fuhr, um sein Gesetz durch schwierige Versuche bestätigt zu sehen.

Tribourdeaux war also nie zerstreut oder gar geistesabwesend; wenn trotzdem jenes Malheur passierte, das Bransen nicht begreifen konnte, so war daran nur Blom schuld. Denn Blom kannte die Verhältnisse in der Anatomie genau, der Franzose dagegen war noch unkundig.

Blom betrat wie gewöhnlich um sieben Uhr das Laboratorium der Anatomie, das er mit dem französischen Kollegen zusammen zur Verfügung hatte. Die beiden hatten in einem alten, staatlich angestellten Diener ihre einzige Hilfe. Das Zimmer wies nur eine einzige Tür auf, die zum Leichensaal führte; es kam manchmal vor, daß die geschlossenen Bahren durch das Laboratorium geführt wurden. Tribourdeaux kam an diesem Tag erst gegen neun Uhr; er rief dem Diener sofort zu, den Ausscheidungsapparat Nr. 3 zu bringen. Nun dauerte es eine ganze Weile, bis der Diener den Apparat fand; es dauerte so lange, daß Blom aufmerksam wurde. „Beeilen Sie sich!“ rief er dem Diener zu, und gleichzeitig erstarrte er. Unter der Mütze des Dieners steckte ein gelbes Gesicht!

Wer aber war der Diener? Dr. Fu aus Tokio!

Dr. Fu sagte mit einem zurückhaltenden asiatischen Lächeln: „Verzeihen Sie, meine Herren, aber ich bin kein Spion. Ich wollte nur meine Bitte wiederholen, mit Ihnen arbeiten zu dürfen.“

Die Untersuchung ergab folgendes: Dr. Fu hatte den Diener bestochen! Der Diener wurde auf der Stelle entlassen, während Dr. Fu unsanft auf die Straße gesetzt wurde.

Dr. Fu lief abermals zu Bransen; Bransen verwies ihn abermals an Blom. Und Blom verbat sich seine Besuche. Er wurde nicht vorgelassen.

Drei Tage darauf erschienen im Laboratorium zwei Männer mit einer Bahre, die in den Leichensaal gebracht werden sollte. Die Tür war jedoch verschlossen, und so setzten die beiden Männer die Bahre an Ort und Stelle nieder, um den Schlüssel zu besorgen.

Die Bahre mit der Leiche stand jedoch mittags noch da. Blom machte sich nichts daraus, aber Tribourdeaux' ästhetische Gefühle waren verletzt. Er behauptete, daß die Leiche schon in Verwesung sei und daß er diese Luft nicht vertragen könne. Er öffnete den Segeltuchüberzug der Bahre und prallte zurück: die Leiche befand sich noch nicht in Verwesung, die Leiche lebte sogar noch! Dr. Fu kletterte aus seinem Kasten und lächelte demütig.

„Verzeihung, meine Herren,“ hat er, „aber es handelt sich um die alte Sache. Gestatten Sie mir bitte die Mitarbeit!“

Jetzt kam Bransen hinzu, und er war der einzige, der über diesen Vorfall herzlichst lachte. Der Mann gefiel ihm, aber er reichte ihm nicht die Hand, sondern verwies ihn freundlich auf die Straße. In aller Stille holte er über Dr. Fu aus Tokio Auskünfte ein und erfuhr zu seinem Staunen, daß Fu Universitätsprofessor und der erste Wissenschaftler Japans sei; Fu hatte Medizin, Philosophie, Chemie, Jura studiert, sprach sieben Sprachen und war voriges Jahr Nobelpreisträger! Bransen, Blom und Tribourdeaux überlegten nun, ob sie Fu aufnehmen sollten oder nicht. Blom war dagegen, Bransen und Tribourdeaux dafür. Jetzt war aber Dr. Fu verschwunden, so daß er sich selbst um seine Chancen brachte.

Eines Tages aber fing ihn Tribourdeaux ab; Dr. Fu kam als Schornsteinfeger die Treppe hinauf, mit geschwärmtem Gesicht und geschwärmten Händen. Er wollte durch den Kamin in das Laboratorium rutschen! Der empfindliche Franzose bestand darauf, daß Fu sich erst einem gründlichen Bad unterziehen müsse, bevor er mit ihm verhandeln könne. Dr. Fu badete also und kam gelb wieder zurück. Er kam mitten in eine Konferenz hinein, zu der man Bransen hinzugezogen hatte. Dr. Fu wurde versuchsweise aufgenommen. Er erhielt den Auftrag, ein schwieriges Silberpräparat herzustellen, dessen Formel nur Tribourdeaux kannte. Dr. Fu ließ sich ein aufklappbares Patentbett ins Laboratorium stellen, brachte sich für eine Woche Proviant mit und ging während dieser Zeit nicht ein einziges Mal aus dem Hause. Als die Zeit abgelaufen war, übergab er das fehlerfrei hergestellte Präparat Tribourdeaux, mit seinem zurückhaltenden asiatischen Lächeln.

Mal und blauer Himmel mit langsam ziehenden silbernen Wölkchen! Bransen feierte in seinem Laboratorium ein Fest. Bransen hatte ein kleines Vermögen vor sich liegen, einen Stapel aufgehäufter Geldscheine. Tags zuvor war ein Herr Süßkind bei ihm erschienen,

ein Mann, der sich dreimal verneigte und den Namen Herolder mit gespitzten Tippen aussprach. Süßkind wagte sich nicht zu setzen und brachte sein Anliegen stehend vor. Es handele sich um nichts Geringeres als um einen Vortragsabend; er, Süßkind, sei seines Zeichens Konzertagent und würde es sich zur hohen Ehre anrechnen, wenn er Herrn Herolder einen Vertrag unterbreiten dürfte.

Bransen unterbrach ihn mitten in seiner Rede: „Nein, ich danke.“

Süßkind lächelte mehr sauer als süß und drehte seinen Hut in der Hand. Herolder solle nicht gleich nein sagen. Er könne es sich ja überlegen. Kurz und gut, Süßkind zeterte so lange, bis Bransen ungeduldig wurde. Er wußte nicht recht, wie er den Mann hinausbesördern sollte, und sagte dann mit einer gutmütigen Unverfrorenheit: „Lieber Freund, wenn ich den Vertrag unterzeichnen soll, dann müssen Sie zwanzigtausend Mark auf den Tisch legen.“ Er erwartete nun, daß Süßkind in Luft aufgehen würde. Das geschah aber nicht.

Süßkind erwiderte kein Wort, zog ein Scheckbuch aus der Tasche und überreichte ihm das ausgefüllte Formular. Bransen war so betroffen, daß er nicht zur Besinnung kam. Aber er dachte plötzlich an Liane, und dieser eine Gedanke entstellte sein Gesicht. Er verband sofort, genau und haarscharf denkend, die Ursache mit dem Zweck. Geld hatte bisher nicht den mindesten Eindruck auf ihn gemacht; plötzlich dachte er, daß dieses Geld eine gute Waffe sei. Und hinter seinen Augen vollendete sich der Denkprozeß. Er unterschrieb den Vertrag, der ihn verpflichtete, Ende Juni einen Vortrag über die Resultate seiner Arbeit zu halten. Süßkind zog ab, indem er sich abermals dreimal verneigte.

Bransen hatte das Geld abgehoben und war in einem instinktiven Drang zur Post gegangen. Er schrieb zwei Anweisungen aus: eine für Herolder über die Summe, die er ihm schuldete, die andere für Razaella; sie möge sich eine neue „Yacht“ bauen lassen, und wenn er wieder einmal nach Chioggia käme, wolle er einen „Trip“ mit ihr machen. Darauf hatte er Liane angerufen, es habe sich etwas Außerordentliches ereignet, und er erwarte sie jetzt gleich, und war nach Hause gefahren.

Als Liane das Haus betrat, fiel ihr ein elegantes Auto auf, das vor dem Tor wartete. Liane war nicht entzückt von dem „Außerordentlichen“, das sich ereignet hatte. Sie zog die Stirn kraus und warnte Bransen in allem Ernst. Bransen sah jedoch nur das duftige, helle Frühlingstostüm, das sie trug, und bemerkte nicht ihr bestürztes Gesicht.

„Sie sind leichtsinnig, Christian,“ sagte Liane und schüttelte immer wieder den Kopf. „Wie dürfen Sie sich öffentlich zeigen! Wie können Sie sich dem Zufall ausliefern!“

„Sie übertreiben, Liane,“ lenkte Bransen ein. „Sie vergessen, daß meine Zuhörer lediglich aus Ärzten und Gelehrten bestehen werden, und daß es nur ganz wenig Menschen gibt, die den gewesenen Bransen gekannt haben.“

Liane griff alle Macht zusammen, die sie über Bransen besaß, und erwiderte, indem sich ihre Brauen zusammengezogen: „Sie werden absagen. Ich gestatte nicht, daß Sie den Vortrag halten.“

„Dann werde ich absagen,“ sagte Bransen und hatte gegen seinen Willen ein listiges Aussehen. „Bis zum Juni ist noch viel Zeit. Wir wollen uns doch wirklich nicht den wunderschönen Tag verderben.“

Es zeigte sich, daß Bransen seine Pläne hatte; das Auto, das vor dem Tor stand, hatte er gemietet. „Ich werde heute nicht arbeiten,“ sagte er. „Liane, ich bitte Sie, lassen Sie uns ins Freie fahren.“

Ihr weiblicher Instinkt ließ sich nicht täuschen. Sie sah etwas in seinen Augen, was ihr nicht gefiel, was sie irritierte. „Mir ist nicht danach zumute,“ sagte sie leise und wandte den Kopf zur Seite.

Bransen kam aus der Jammersede wie eine Lawine auf sie zu. Er entgegnete bestimmt und fast unhöflich: „Wenn Sie nicht mit mir fahren wollen, Liane, so sollen Sie wieder von mir hören.“

Liane fühlte einen tiefen Schmerz bei seinen Worten. „Wie er mit mir spricht,“ dachte sie traurig, doch dann sagte sie sich, daß dieser Mensch ja ganz naiv sei und nicht mit Frauen umzugehen wisse.

Bransen hatte dem Chauffeur gesagt: „Fahren Sie ins Grüne. Es muß ein See und ein Gehölz vorhanden sein. Etwas Natur.“ Nun flogen sie über die Landstraße, und eine dichte Staubwolke hinter ihnen versperrte den Blick auf das stehende Berlin.

Liane war so bedrückt während dieser Fahrt, daß sie am liebsten ausgestiegen wäre. Ein furchtbares Schuldbewußtsein lastete auf ihrer Seele. Der helle, freudige Himmel gab ihr keinen Trost. Die rasende Geschwindigkeit hämmerte auf sie ein; die Geschwindigkeit erzeugte eine sonderbare Anwirklichkeit um sie herum. Wie war sie nur dazu gekommen, ein Bündnis mit Christian Bransen zu schließen? Sie wußte es nicht. Wie war sie dazu gekommen, seine Freundin, seine Vertraute zu werden? Sie wußte es nicht! Wie war es möglich, daß sie fast jeden Nachmittag zwischen sechs und sieben, ganz ohne Scheu, sein Haus betrat? Sie wußte es nicht! Und sie wollte es auch nicht wissen. Das alles ging ihr jetzt durch den Kopf; aber sie konnte sich nicht eine einzige Erklärung geben. Ich liebe seine große Arbeit, sie hat mich überwältigt, sagte sie sich und legte die Fingerspitzen an die Schläfen und sah aus dem Fenster: ein Dorf flog vorüber. Es war sonderbar, daß Bransen kein Wort sprach. Er wußte genau, was Liane dachte, er las es von ihrer Stirn ab, und er wollte ihr auf ihre stummen Fragen antworten!

Da war ein See in der Mark, ein großer, glatter See, der silbern glänzte. Ein Netz von Sonnenstrahlen war über ihm ausgebreitet, die Strahlen bebten ganz leise, ganz unmerklich. Zu beiden Seiten des Sees standen Wälder; während der eine tiefdunkel, blau da stand, wie ein Stückchen Urwald, schimmerte der andere in einem jungen, freudigen Grün; denn die Sonnenstrahlen gingen über ihn hinweg und durchbrachen die Zweige der Bäume. Um den See herum lief ein schmaler Weg, der zu einem Hotel führte, ein kleines Häuschen, von einem Park umgeben. Bransen atmete befreit auf; er hatte sich der Luft ganz entwöhnt, und die Luft, die pure, einfache Luft versetzte ihn in einen rauschartigen Zustand. Bransen lachte wie ein fröhlicher Knabe über die Falten auf Lianes Stirn, er lachte so lange, bis er sie verschleucht hatte.

„Haben Sie Gewissensbisse, Liane?“

„Ich habe Kummer.“

„Aber es ist doch so schön hier,“ sagte Bransen, und zum ersten Male heute hörte Liane in seiner Stimme einen warmen Klang.

Sie verbrachten den Tag im Park; sie sahen, wie die Sonne hinter den Bäumen verschwand und wie der silberne See eine dunkle Farbe annahm. Der lustige grüne Wald wurde ernst und schwarz. Aber die Luft blieb warm, obwohl die Dämmerung einsetzte.

„Wir müssen nach Hause fahren,“ sagte Liane und drängte zum Aufbruch, doch Bransen machte keine Miene, sich zu erheben.

Er suchte nach ihren Augen. „Ich bin mit Ihnen hierher gefahren, um etwas mit Ihnen zu besprechen, Liane. Ich möchte Ihnen etwas sagen.“

„So sagen Sie es.“

„Wollen wir nicht ein Stück spazieren laufen?“

„Es ist schon spät,“ wandte Liane ein und fühlte, wie Bransen ihre Hand nahm. Sie gingen nun langsam dem Wald entgegen; sie durchquerten den kleinen Wald, in dem es ganz dunkel war, in dem die Bäume wie große, alte mächtige Geister standen. Bransen hielt ihre Hand und ließ sie nicht frei. Ihre kleine, warme Hand

lächte eine ähnliche Wirkung in ihm aus wie damals, als er ihren Mund auf seinen Lippen gefühlt hatte. Er blieb stumm, und Diane fragte nicht. Sie kamen an eine Wiese, und diese Wiese war nicht grün, sondern bunt, voller Blumen. Er blieb stehen und nahm ihren Arm in den seinen.

„Diane, ich will Ihnen etwas gestehen,“ begann er langsam und so leise, daß sie ihn gerade verstehen konnte, „als ich Sie tanzen sah, da stand es für mich fest, daß ich Sie gewinnen mußte. Ich dachte mir, ich werde einen Käfig in mein Zimmer stellen, und in den Käfig, Diane, wollte ich Sie sperren.“

Sie sah zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Hiltbrunner:

Die Berge sprechen.

Sind wir nicht das Höchste dieser Welt?
Geht das Denken über uns hinaus?
Doch wir sind auf festen Grund gestellt
Und die alte Erde fällt uns aus.

Uns erhob die Hand des Demiurgen
Auf zu unsrer Form: sie ist die Seine
Und auf unsern eisernen Burgen
Thront das unerschaffne Ewig — Eine.

Eisgebirge der Notwendigkeit
Stad wir, unerbittlich, stumm und kahl;
Wir verkünden Unvergänglichkeit
Und vergehen ohne Selbstgefühl.

Wir verkörpern Ewigkeit und Macht;
Doch wir selber sterben über Nacht.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Orell Böhli, Zürich, dem Buche „Wert der Welt“ von Hermann Hiltbrunner, entnommen).

Die brasilianische Hafenkneipe.

Von Herbert Kranz.

„Das sind Prüfungen,“ sagte sich der Registrator Schmidt III empört, als er die Annonce für den General-Anzeiger ausgab, denn mit dem Gehalt war einfach nicht mehr auszukommen — aber es ging viel besser, als er dachte: die „Schöne Aussicht“ war am Main eben einzigartig gelegen, das Zimmer hatte Südseite, und noch am selben Abend war es vermietet. Seine Frau hatte natürlich die Arbeit mit dem Zimmerhern, aber seitdem Onkel Otto, dessen einzige Erbin sie war und woraufhin er sie geheiratet hatte, in der Inflation sein Vermögen losgeworden war, wurde auf sie keinerlei Rücksicht mehr genommen; sie kann daher nicht einmal in dieser Geschichte weiter vorkommen. Herr Schmidt dagegen bekam nicht nur immer seine Wirtin und pünktlich, sondern er hatte noch die Unterhaltung mit dem jungen Herrn gratis und gratis, wie er sich auszudrücken liebte.

Erstaunliche Dinge hörte er von dem Studenten Graubogel. „Jetzt gehe ich wieder in den Kassen,“ sagte der etwa, aber dann fuhr er zur Unversität. „Wenn jemand fragt, bin ich im Stall“ — aber dann war er in dem Restaurant zu finden, wo er sich das Mittagessen „in den Leib schlug“. Dieser junge Mann und seine Freunde, die der Registrator auch kennen lernte, sprachen nicht nur eine ganz andere Sprache, sondern schienen, obwohl am selben Ort, in einer ganz anderen Stadt zu leben wie Herr Schmidt III; dieser machte große Augen, als sie wiederholt und mit Begeisterung von der „Brasilianischen Hafenkneipe“ redeten, bis er merkte, daß das nichts anderes war als der verrufene Keller im Fischerfeld, wo Altkadetten seinen Worten nach den sauren Schweiß der Steuerzahler in Schnaps umsetzte — denn wozu diene sonst die Erwerbslosenunterstützung? Wie hätte er als Beamter da nur einen Fuß hineingesetzt, und diese jungen Leute, die offensichtlich bessere Herren waren, gingen zeitweise Nacht für Nacht in eine solche Spielbank. „Was wird dabei herauskommen?“ fragte sich der Herr Registrator empört. Aber was kam dabei heraus? Graubogel kündigte ihm, denn auf eine lustige und wichtige Geschichte hin hatte ihn eine große Zeitung zu sich geholt. Er hing das Studium an den Nagel und war ein gemachter Mann. Als er dem Registrator die Geschichte zeigte, war der sprachlos: sie war nicht länger als fünfundvierzig Zentimeter! „Und wissen Sie, wo ich die geschrieben habe?“ Herr Schmidt wußte es nicht. „In der brasilianischen Hafenkneipe.“ Aber er besorgte Herrn Schmidt sofort einen Nachfolger.

Peter Robert Pflug, ein Schriftsteller, hatte keine Freunde, sondern lebte eher als Einsiedler. Er machte, wie sich bald herausstellte, morgens und abends lange Spaziergänge am Fluß, verweilte auch nachts zuweilen auf der alten Brücke, die in mächtigen Bögen über den Main führt, wo er dann in den Anblick der Wasser und der nächtlichen Stadt lange verloren stand. In seinem

Zimmer saß er viel, schloß aber das Geschriebene jedesmal, wenn er die Stube verließ, sorgfältig fort. Er sprach wenig, notierte seine geringen Wünsche auf Zettel und schien seine Wirre Leute kaum zu bemerken. Wer nun Männer wie den Herrn Registrator Schmidt III kennt, weiß sofort, daß ihn ein solcher Mieter ärgern mußte — legte ihm doch der Registrator die Schweigsamkeit für puren Hochmut aus, und er brannte darauf, es ihm einmal zu zeigen, wie er sich empört fühlte. Hinzu kam, daß ihm ein so simples Dasein wirklich nicht imponieren konnte, nachdem er an den anderen gesehen hatte, wie lustige Herren leben. Als er diesen Herrn Pflug einmal auf der Treppe traf, redete er ihn dann kurzerhand an, bewies sich als ein Mann von Welt, indem er bemerkte, ein Schriftsteller müsse doch Eindrücke sammeln — warum er zum Beispiel nie in die brasilianische Hafenkneipe ginge? Der Schriftsteller hatte sofort bei den ersten Worten, man sah es ihm an, volle Ablehnung eingeschaltet, denn nichts war ihm entsetzlicher, als in seinem eigentlichen Bezirk gestört zu werden; wie er aber den phantastischen Namen hörte, war er ganz interessiert, wurde lebhaft und hörte die Erklärungen, die der Registrator sehr von oben herab gab, äußerst aufmerksam an. Heute abend würde er gleich hingehen, das könnte ihm vielleicht sogar eine augenblickliche Lücke ausfüllen — ob Herr Schmidt nicht am Ende mitgehen wolle? Herr Schmidt zögerte eine Weile, sagte dann aber, er hätte heute abend noch einige dringende Angelegenheiten zu erledigen. Er hatte natürlich abends niemals etwas zu erledigen, und Dringendes schon gar nicht — doch hatte er sich eben vorgenommen, es diesem Herrn einmal zu zeigen, und überdies — das haben wir schon bemerkt — setzte ein Mann wie er seinen Fuß in solch ein Loch; das war nur etwas für Lumpen und halbe Zigeuner. Herr Schmidt III war wirklich oben auf. Aber er dachte ja, ihn laufe der Affe, als ihm sein Mieter acht Wochen später bergnügt und ganz verwandelt mitteilte, er habe seinen Roman so günstig losgeschlagen, daß er jetzt eine längere Reise nach Dalmatien mache; sein Zimmer wolle er noch ein Vierteljahr bezahlen, unter der Bedingung, daß es nicht weiter benutzt würde, denn er empfinde etwas für die Räume, in denen seine Arbeiten entstünden. Außerdem sei er ihm zu besonderem Dank verpflichtet; in der brasilianischen Hafenkneipe nämlich sei ihm die entscheidende Idee gekommen, mit der er seinen ganzen Roman über den Berg gebracht habe.

Am selben Abend kam der Registrator nicht nach Hause. Dem einen wird so viel Geld an den Hals geworfen, daß er mir nichts dir nichts nach Dalmatien reist, der andere wird ein gemachter Mann mit einer Geschichte, die keine fünfundvierzig Zentimeter lang ist, und er, Schmidt III, Schemann und Zimmervermieter — was hat er eigentlich vom Leben? Kann er etwa nicht auch auftreten? Es machte ihm Spaß, daß seine Frau in der Küche mit dem Abendbrot auf ihn wartete, als er in einem feinen Weinlokal, die Zimmermiete für ein Vierteljahr in der Tasche, ausführlich zu Abend speiste, von zwei tabellos befrachten Kellnern wie ein Generaldirektor bedient. Satt, und von dem ungewohnten Wein durchwärmt und gehoben, machte er sich gegen halb zwölf auf den Weg. Er wußte wohin. Es ging geradewegs in die brasilianische Hafenkneipe. Als ob er nicht auch wußte, wie man leben muß! Oben und unten muß man sich austennen! Heiße Dufche, kalte Dufche, immer abwechselnd, das hält munter.

Schon bei seinem Eintritt in den Keller ging es verkehrt. Seine Brille beschlug, er konnte nichts sehen und trat einem Mädchen auf den Fuß. Sie schrie, als ob er sie gestoßen hätte. Zwei Zimmerleute mit breit auslaufenden Santhosen und Ohrringen traten auf ihn zu und erkundigten sich, ob er vielleicht den Wunsch hege, von heute an ein Bruchband tragen zu müssen? Auf seine scharf herausgestosene oder blechern klingende Antwort, hier könnte doch wohl jeder seinen Schoppen trinken, der imtande sei, ihn zu bezahlen, wurde es totenstill. Durch seinen Erfolg vollends unvernünftig geworden, warf er, um das Glas Wein zu bezahlen, das fünfunddreißig Pfennige kostete, seinen Hundertmarkschein auf den Tisch. Sogleich schob sich ein Mann zur Tür, ein zweiter verschwand durch einen rickmäzigen Ausgang, ein dritter mit einem sehr sorgfältigen Scheitel steckte einen Groschen in das Orchesterion, das mit furchtbarem Lärm den Pariser Einzugsmarsch spielte. Das war das Letzte, was der Registrator Schmidt III auf dieser Welt hörte. Eine Woche später fand man seine Leiche im Main, aber nur wir wissen, daß er das war; Schiffsschrauben hatten ihn so zugerichtet, daß ihn niemand erkannte.

Erinnerungen eines Bogers.

Eugen Corri, ein Engländer, der fünfundvierzig Jahre lang als Schiedsrichter bei Boxkämpfen mitgewirkt hat, erzählt von seinen Erinnerungen, wobei — man mag zum Bogen stehen, wie man will — manche interessante Einzelheit herauskommt. So warnt Corri die Bogen auf das Entschiedenste, durch Diät, türkische Bäder usw. ihr Körpergewicht stark zu vermindern. Er führt für seine Warnung ein Beispiel an: Bei einem Boxkampf in Manchester unterlag der leichtere der beiden Gegner. Er sollte nun den Sieger zu einem neuen Kampf heraus, und zwar unter der Bedingung, daß dieser mit dem gleichen Körpergewicht sich mit ihm messen solle. Der Stärkere nahm diese Herausforderung an, trainierte sich, bis sein Körpergewicht auf das des andern herabgesunken war, und stellt sich ihm dann von neuem. Er hatte in wenigen Wochen annähernd 7 Kilo abgenommen! Bei dem neuen Kampf bekam er einen Stoß in die Herzgrube, der seinem Leben ein Ende machte. Da er vorher von einem Arzt untersucht worden und gesund befunden war, konnte niemandem

die Schuld an dem unglücklichen Ausgang des Kampfes gegeben werden.

Mütter und Frauen scheinen nicht sonderliche Freunde des Sports — für ihren Ehemann oder Sohn — zu sein, denn Corri erzählt von einem Fall, wo eine schweizerische Dame sich in einen bildschönen Boxer verliebte, dessen Siege Aufsehen zu erregen begannen. Sie versprach, ihn zu heiraten, falls er ihr gelobte, seinen Beruf für immer aufzugeben. Er gab dieses Versprechen und zog sich aus der Welt, in der man sich bogt, zurück.

Der Boxer, den das Unglück des Knockouts ereilt, ist manchmal für kurze Zeit zunächst bewußtlos und weiß nicht, was eigentlich geschehen ist. Ein so zu Boden Geschlagener wurde in den Ankleideraum getragen und hier durch Abreibung mit kaltem Wasser wieder zum Bewußtsein gebracht. Als er zu sich kam, blickte er seine Gefunbanten an und sagte: „Ich glaube, den Kerl kriege ich,“ — er hatte nicht die leiseste Erinnerung daran, daß er selber besiegt worden war.

Es gibt ganze Boxerfamilien. Zum Beispiel betätigen sich die beiden Brüder Bloomfield auf diesem Gebiet, und Bloomfields Mutter interessiert sich so lebhaft für das Boxen, daß ihre Söhne ihr immer sofort telephonieren müssen, wie der Kampf ausgegangen ist.

Irland liefert besonders tüchtige Boxer, im allgemeinen aber sind alle Völker und Rassen bei diesem Sport vertreten. Auch die Religion bildet kein Hindernis. Der hervorragende Boxer Jimmy Summers ist Katholik und sehr fromm. Als Talisman trägt er immer ein Kreuz bei sich, das er im Gang des Kampfes von Zeit zu Zeit berührt. Er ist überzeugt, dann viel besser kämpfen zu können.

Daß schon Knaben im Alter von sieben Jahren zu boxen beginnen, ist keine Seltenheit, und es wird auf diese Weise für sehr tüchtigen Nachwuchs gesorgt.

Der Weltmeister Tunney erzählt von seinem Sieg über Dempsey und seinem Stoß, der ihn selber am Halse getroffen hatte: „So furchtbar war dieser Stoß, daß er die Haut von der Innenseite der Kehle abriss. Es begann zu bluten, und ich blutete während des ganzen Schluschkampfes, aber niemand merkte das, denn ich schluckte das Blut herunter, damit man es nicht sehen sollte. Noch 36 Stunden nach diesem Match konnte ich kein Wasser trinken, und lange Zeit war es mir unmöglich, irgendwelche feste Nahrung zu mir zu nehmen. Mehr als 10 Tage schmerzte mein Hals nach diesem Schlag. Zwei Wochen hinterher war mein Körper schwarz und blau von den Wunden, und 14 Nächte lang waren die Schmerzen in meinem Leib so groß, daß ich auf der Seite nicht liegen konnte.“

Das sind die Schattenseiten dieser Laufbahn. —

Dummheiten der Woche.

Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

„Falsch verbunden.“

So heißt ein Damenklub in Hull (England), der soeben ins Leben gerufen wurde, und nur Telefonistinnen als Mitglieder aufnimmt, die schon mehr als dreimal eine falsche Verbindung hergestellt haben. Sämtliche in England angestellten Telephonistinnen haben ihre Mitgliedschaft angemeldet! Neulich hielt der Klub seinen ersten Ball ab, für den sich jede Teilnehmerin ihren Tanzpartner aus dem Telefonbuch aussuchen durfte. Die Herren kamen scharenweise, und die meisten sollten an diesem Abend gar nicht falsch verbunden gewesen sein.

Amerika-Latein.

Der bekannte Tierfänger und Jäger Josef Delmont erzählt in seinem letzten Bericht über seine Jagden auf Großwild:

„In allen Erdteilen habe ich Tieren nachgestellt; so habe ich Herden von indischen und amerikanischen Elefanten eingefraakt, Eisbäre gefangen.“

Die Elefanten hat Monsieur Delmont wohl selbst in Amerika eingeführt und großgezogen. Bisher gab es nämlich noch keine dort.

Sie trinken Sauerkraut.

Man ist in den Vereinigten Staaten in Ermangelung von Alkohol schon auf die seltsamsten Einfälle gekommen, um Ersatz zu schaffen. In Nebraska kaufen sie Orangensaft mit Benzol und behaupten, das sei schöner als Geneßh. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Deshalb läßt sich auch nicht eher etwas über den Sauerkrautschnaps sagen, den sie jetzt in Kalifornien herstellen und der nicht nur jeden (!) Alkohol ersetzen, sondern auch blutreinigend wirken, und zu größeren Arbeitsleistungen befähigen soll. Da die Zahl der Betrunknen in Staate California wieder gestiegen ist, scheint die Wirkung in der Tat mindestens der des Alkohols ähnlich.

Die schwache Stunde.

In der Wiener „Stunde“ konnte man in einem Bericht über einen Ehescheidungsprozeß lesen:

„Vor kurzem fand vor dem Wiener Bezirksgericht ein Gebrauch statt —“

Nette Zustände sind das! Da scheint es sich aber weniger um eine „Stunde“ als um eine schwache Stunde gehandelt zu haben.

Justiz-Reform.

Der preußische Justizminister erhielt vor einiger Zeit einen Brief eines Abgeordneten, in welchem ausgeführt wurde:

„... es darf daran erinnert werden, daß dem Gerichtsvorsitzenden nach § 177 des Gerichtsverfassungsgesetzes lediglich die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Sitzung obliegt.“

Da ist es wirklich höchste Zeit, daß wir ein neues Gesetzbuch bekommen.

Die Frauen sind sehr klug.

Sie sind sogar doppelt so klug wie der Mann. Sagt Mister O'Connor, Mitglied des englischen Unterhauses. Man wird sich erinnern, daß jüngst ein amerikanischer Gelehrter 150 Gehirne von Frauen und 150 von Männern untersuchte, und behauptete, die Frauen hätten erheblich mehr „Klugheitsmaterie“, müßten also eigentlich den Männern überlegen sein. O'Connor geht noch weiter. Er will nachweisen können, daß ein Mädchen von 21 Jahren genau doppelt so intelligent sei, wie ein Mann gleichen Alters. Seinen Beweis hat er bisher nicht geführt; den Frauen ist ein solcher aber auch noch nicht gelungen, weshalb die Männer einstweilen noch mit ihrer geringeren „Klugheitsmaterie“ zufrieden sein können.

Aus aller Welt.

Tanzwut-Epidemien. Nachdem im 14. Jahrhundert eine Reihe von Pestepidemien in Deutschland gewütet und ungezählte Menschen dahingerafft hatten, tauchten, und zwar zum ersten Male in Aachen, große Scharen von Männern und Frauen auf, die Hand in Hand stundenlang im Kreise tanzten, bis sie völlig erschöpft niederfielen. Während des Tanzes hörten und sahen sie nichts, manche schienen sogar Visionen zu haben. Der Anblick dieser seltsamen Schar verursachte im Volke natürlich große Aufregung, aber dennoch schlossen sich den Tänzern, die man Johannis- oder St. Veitstänzer nannte, allmählich immer mehr Menschen an, so daß der Zug, viel zahlreicher, schließlich bis nach den Niederlanden gelangte. Erst nach Monaten gelang es durch streng Maßregeln der Obrigkeit, diezüge vollständig aufzulösen. Auch in späteren Jahrhunderten entstanden gelegentlich noch Tanzepidemien, die man aber nicht mehr überhand nehmen ließ, indem man die Tänzer einfach als Geistesranke behandelte.

Die Hochzeitsgeschenke der Tanzmüden. Bei den Hochzeitsfesten der Müden sind gewöhnlich die Männchen die gewandteren Flieger. Bei den Tanzmüden jedoch werden die Flugtänze fast nur von den Weibchen ausgeführt, und bei diesen Tänzen hat man nun beobachtet, daß die Tänzerinnen von den Männchen immer ein Geschenk erhalten, das heißt irgendeinen Extraleckerbissen, ehe sie dem Gatten folgen, um ein Stündchen Lebensglück mit ihm zu teilen. Ganz besonders charakteristisch zeigt sich dieses Beschenken bei einer amerikanischen Tanzfliegenart, bei der die Männchen die „Hochzeitsgeschenke“ sogar in einer Art Hülle in Form eines kleinen Ballons darbieten. Ein Männchen verschenke, wie Neumann berichtet, einmal nicht weniger als fünf Ballons an seine zukünftige. Als man die Ballons öffnete, fand sich in jedem eine kleine Würde als „Braten“ eingeschlossen.

Eine 500 Pfund schwere Pastete. Alljährlich, Ende Februar, findet in London in der Albert-Hall ein Kinderfest statt, zu dem stets einige tausend Kinder erscheinen. Den Höhepunkt des Festes bildet jedes Jahr eine von sechs starken Röhren gebakene, 500 Pfd. schwere Pastete. Auf ein Zeichen des Lordmayors von London muß der Chefkoch eine Treppe von drei Stufen benutzen, um die Pastete anzuschneiden. Alle Kinder erhalten ihren Teil. Die Pastete wird von 24 als Merlen gekleideten Jungen unter dem Abfingen eines Liedes herangereicht.

Fröhliche Ecke.

Forschungscherze. Ein junger Mann, zu dessen hervorragendsten Tugenden Sauberkeit nicht eben gehörte, fragt einen wegen seines grimmigen Wizes bekannten älteren Freund um Rat, als was er das nächste Kostümfest besuchen soll. „Fürchtbar einfach,“ meinte der, „zieh Rock und Weste aus, behalt das Hemd an, was du eben trägst, und geh als Archibald Douglas.“ „Wieso?“ fragte der Jüngling betroffen. „Nun,“ antwortete der Satiriker, „jeder Mensch, der dich sehen wird, wird sagen: Er hat es getragen sieben Jahr — er kann es nicht tragen mehr.“

Zwei Herren verlassen schwer alkoholdurchleuchtet mitten in der Nacht ein Bockbierfest. Vor dem Hotel stehen zwei Autos. „Welch du?“ sagt der eine zum andern. „nehmen wir gleich das zweite Auto. Wer weiß, ob das erste überhaupt da ist.“

Aus der guten alten Zeit.

Die Kompanie ist in ein Dorf eingerückt. Die mitgeführte Kanone wird auf dem Kirchplatz aufgestellt und der Soldat Bibberle als Schildwache daneben gestellt. Nach einiger Zeit erscheint im Dorffrüge, wo sich die andere Mannschaft, mit dem Hauptmann an der Spitze, gütlich tut, der Soldat Bibberle. — „Wo, wasch ich?“ fragt der Hauptmann streng, „i han dr doch gefait, du solsch beim Kanödle bleibel!“ — „Ja, no,“ erwiderte Bibberle, „jeh i han denkt, oin Mann schleppt's Kanödle net weg, zwei au no nett, un wann mehreere komme, kann i's alloin au net halte.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.